

Zum Leben im beeinträchtigten Körper

Dino Capovilla & Fabian Riemen

Abstract

Der je eigene Körper als Rahmen menschlicher Existenz bleibt, bei allem Bemühen um soziale Modelle von Behinderung, ein als „behindert“ lesbares Zeichen. Der Artikel diskutiert drei Strategien im Umgang mit dieser sozialen Realität und beschreibt das gesellschaftspolitische Potenzial von Dis-Identifikation, mit der Wahrnehmungsmodi von beeinträchtigten Körpern gebrochen werden können. Der Körper erscheint hierbei als Instrument, dessen sich die einzelne, Körper-habende und -seiende Person bewusst bedienen und die ihr gewöhnlich zufallenden Blicke auf die Wahrnehmungsmodi der blickenden Person zurücklenken kann.

1. Beeinträchtigte Körper

Eine Beeinträchtigung führt, wie viele andere Bedingungsgefüge, zu einer von vielen möglichen Lebenserfahrungen, mit denen sich eine Person arrangieren muss. Erst in der Wechselwirkung mit umwelt- und einstellungsbezogenen Barrieren wird eine Beeinträchtigung zur Behinderung, die mit Einschränkungen und Benachteiligungen einhergehen kann. In dieser Wechselwirkung nimmt für die behinderte Person selbst der eigene Körper, trotz umfassender Relativierungsversuche mit einer sozialen Perspektive auf Behinderung, nach wie vor eine zentrale Rolle ein.

Dies ist vor allem mit Blick auf einstellungsbezogene Barrieren im sozialen Verkehr der Fall. Die sinnlich vermittelte Auffälligkeit eines beeinträchtigten Körpers triggert nach wie vor diskreditierende Zuschreibungen und negative Reaktionen, die ohne einen solchen Körper nicht entstehen würden. Behinderung bleibt in diesem Zusammenhang eine Lesart der körperlichen Eigenart (vgl. Godin 2021, S. 285), die sich durch das unterstellte Fehlen wesentlicher Aspekte definiert, die notwendig gewesen wären, um als vollumfänglich menschlich gelten zu können (vgl. Cherney 2019, S. 15). Menschen werden also auch weiterhin damit leben müssen, dass die durch ihre beeinträchtigten Körper verursachten habituellen Auffälligkeiten Neugier und Faszination, Anziehung und Mitleid oder auch Beklemmung, Furcht und Abscheu evozieren (vgl. Winkler 2020, S. 155). Die behinderte Person steht vor der wiederkehrenden Herausforderung, sich selbst im eigenen So-Sein zu erleben, dabei die schwer erträglichen Widersprüche auszuhalten, das Sichtbare zu akzeptieren und nicht zu erschrecken (vgl. Sierck 2011, S. 19).

Auf der anderen Seite ist in den vergangenen Jahren die expressive Behindertenfeindlichkeit der 1980er-Jahre einer durchaus wohlwollenden sowie sozial erwünschten Kultur des Bemühens gewichen (Capovilla 2021, S. 66), wodurch sich diverse Spielräume geöffnet haben. Der disziplinierende normative Charakter der sozialen Ordnungen ist zumindest teilweise einer moralisierenden Etikette gewichen. Ein selbst gewähltes und bestimmt inszeniertes So-Sein darf durchaus darauf hoffen, in einen schützenden Kokon aus Empörungsbereitschaft eingesponnen zu werden, um dort auf Anerkennung zu warten.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach einem zeitgemäßen Umgang mit dem eigenen beeinträchtigten Körper. Egner (2018, S. 130f.) fasst hier drei gängige

Strategien zusammen: Nach wie vor ist eine Identifikation mit den geltenden normativen Ordnungen möglich, die sich mit der Hoffnung auf Entlastung durch Anerkennung für ein vorzeigbares behindert-Sein verbindet. Eine zweite Möglichkeit besteht in einer konter-kulturellen Radikalisierung durch die Identifikation als marginalisierte Gruppe und der Schaffung einer Gegenbewegung. Die dritte Möglichkeit besteht in der Dis-Identifikation, bei der ein Individuum bewusst die binäre Kategorisierung – Person mit oder eben ohne Behinderung – als wesentlichen Teil der normativen Ordnungen ablehnt und damit die Zuschreibungspraxis zumindest im Selbstbild bricht. Dis-Identifikation scheint jedoch im Unterschied zu den beiden anderen Strategien zumeist in einem selbstgeschaffenen Referenzsystem zu verbleiben und ihren Entlastungscharakter durch erfolgreiche Trennungskompetenz und Selbstbestimmung zu generieren, außer sie wird öffentlich inszeniert.

2. Identifikation

Strategien zur Identifikation mit den geltenden normativen Ordnungen wurden u. a. ausführlich von Goffman (2010) diskutiert und rezipiert. Im Wesentlichen geht es darum, sich unter Verzicht und Verdrängung bestimmter sozial unerwünschter Aspekte des eigenen So-Seins in die von der normativen Ordnung vorgesehenen behinderten Rollen zu fügen.

Dieses „sich-Fügen“ ist untrennbar mit dem ständigen Bemühen um eine Informationskontrolle (vgl. Goffman 2010, S. 56) verbunden, die durch Prozesse des aktiven oder passiven Outings, des Täuschens und des Leugnens bestimmt wird. Notwendig wird dieses Bemühen, da habituelle Auffälligkeiten im sozialen Verkehr nicht als etwas „Individuelles“, sondern als Zeichen einer durch Vorurteile und Phantasien geformten abstrakten Vorstellung zu Behinderung gelesen werden, die in der Regel ohne den leibhaftigen Menschen auskommt. Die durch diese Entsubjektivierung erzeugte Inkonsistenz gilt es durch gezielte Informationskontrolle soweit wie möglich zu beheben, woraus sich eine unbedingte Auskunftspflicht ergibt, der in einer je nach Gegenüber und sozialer Situation abgestuften und spezifizierten, passenden Weise nachzukommen ist (vgl. Engelhardt 2010, S. 133f.). Nur wer glaubhaft nichts zu verbergen hat, Neugierden wie „Wie sehen Sie mich denn genau?“, „Können Sie überhaupt Sex haben?“, „Warum sind Sie so, wie Sie sind?“ offen und sympathisch befriedigt und hilfreiche und unnötige Hilfe dankbar annimmt, darf auf Anerkennung und verständnisvolle Verschwiegenheit hoffen.

Die Informationskontrolle ist nicht nur aufgrund ihrer anspruchsvollen und im hohen Maße situationssensiblen schöpferischen Herausforderung komplex, sondern vor allem deshalb, weil die entworfenen Antworten und erlernten Verhaltensweisen gegen die eigene Intuition und Einbildung aufrechterhalten werden müssen (vgl. Länger 2002, S. 153). Eine Antwort auf die Frage „Wie sehen Sie mich?“ der Art „Ich sehe Sie so, wie ich Sie mir vorstelle“ mag den Nagel auf den Kopf treffen, stellt aber selten zufrieden. Anders ist das bei Antworten der Art „Verschwommen“, die meistens zufriedenstellen, aber naturgemäß nur Sinn ergeben, wenn beide Seiten mit dem Referenzsystem der fragenden Person vertraut sind.

Die Identifikation mit den normativen Ordnungen bleibt naturgemäß das dominante und gleichzeitig wenig zufriedenstellende Mittel der Wahl, um sich selbst samt seines

beeinträchtigten Körper so gut wie möglich in die soziale Welt einzufügen. Die Person verweilt in ihrem Anderssein in der ihr zugedachten sozialen Rolle und darf im besten Fall darauf hoffen, bei irgendetwas unerwartet und inspirierend gut zu funktionieren, um als überraschende Anomalie die normative Ordnung zu brechen und für einen möglichst langen Moment fast menschlich sein zu dürfen (vgl. Godin 2021, S. 168).

3. Konter-Identifikation

Aus der Perspektive von Menschen mit beeinträchtigten Körpern bleibt die Identifikation mit normativen Ordnungen ein mühsames und wenig befriedigendes Geschäft ohne letztlich irgendwelche Machtstrukturen zu verändern. Sowohl der Akt der anerkennenden Inklusion für den als erfolgreich bewerteten Versuch der Identifikation, als auch der Akt der ausschließenden Exklusion, infolge des erfolglosen Versuchs, aktualisiert das Anderssein, behindert und besondert. Das daraus geformte Selbstbild muss schließlich mit vordergründig außergewöhnlich konformen, atemberaubend heroisierten oder besonders behinderten medialen Darstellungen beeinträchtigter Körper harmonisiert werden, die ganz im Sinne traditioneller Freak-Shows ihre Wirkung vor allem aus der emotionalen Erschütterung beziehen.

Konter-Identifikation bedeutet aktiven Widerstand gegen die gesellschaftliche Fremdbestimmung und ihre normativen Implikationen. Es geht um die Ablehnung von „Inklusionsversuchen“ durch eine Gesellschaft, die nicht hinterfragt, warum sie vorher überhaupt ausschließt (vgl. Köbsell 2007, S. 42f.). Es geht um die Ablehnung der gesellschaftlich zugeschriebenen, passiven Subjektposition des Ausgeliefertseins, die sich sogar im behinderten Selbstbild zu finden scheint: „Wir sind nicht behindert – wir werden behindert!“ (vgl. Schulz 2014, S. 287). Es geht um die radikale und entschiedene Ablehnung eines mit Heilungs- und Technikphantasien verbundenen progressiven individuellen Modells von Behinderung, das weiterhin den unbeeinträchtigten Körper idealisiert (vgl. Egnor 2018, S. 128).

Die Konter-Identifikation folgt dabei dem Ansatz des strategischen Essentialismus, den u. a. Spivak im postkolonialen Diskurs aufbrachte (vgl. Mackenthun 2017, S. 142). Beim strategischen Essentialismus identifiziert sich eine marginalisierte Gruppe ganz bewusst und natürlich auch unbewusst mit essentialisierenden und homogenisierenden Zuschreibungen und folgt dabei dem Ziel, historische und moralische Anerkennung zu erlangen. Es geht also gewissermaßen darum, der Mehrheitsgesellschaft ihre differenzschaffende Zuschreibungspraxis durch eine zur Schau getragene (Über-)Angepasstheit zu verdeutlichen.

Da jedoch der Sammelbegriff Behinderung im Unterschied zu typischen – als geschlossen essenziell erlebbaren – Differenzkategorien wie Hautfarbe, Geschlecht oder sexuelle Identität keine eindeutige kulturelle Gruppe markiert, gibt es kaum eindeutige essentialisierende und homogenisierende Zuschreibungen. Anders formuliert finden sich in einer beliebig zusammengewürfelten Gruppe behinderter Menschen sehr wahrscheinlich deutlich mehr Differenzlinien als in einer entsprechenden Repräsentation einer nach typischen Differenzkategorien gebildeten kulturellen Gruppe oder einem Pedant unbehinderter Menschen. Aus diesem Grund stoßen essentialistische Strategien behinderter Menschen in der Regel schnell an

ihre Grenzen und werden eher als vorbildliche und bemühte Anpassungsleistung und weniger als ein Versuch der respektabnötigenden Selbstbehauptung interpretiert. Vor diesem Hintergrund lässt sich Konter-Identifikation im Kontext Behinderung ohne eine radikale Distanzierungsleistung kaum denken, durch die selbstbestimmt ein Identifikationsrahmen geschaffen wird.

Das typische Beispiel im deutschen Sprachraum dürfte die Krüppelbewegung der 1980er-Jahre sein (Capovilla 2021, S. 60), in der eine Gruppe behinderter Menschen bewusst ihre beeinträchtigten Körper als gruppenbildendes Distinktionsmerkmal eingesetzt und somit Menschen ohne entsprechende Körper, zumindest am Anfang, ausgeschlossen hat. Die Aktionen der Krüppelbewegung waren von einer radikalen Aufbruchsstimmung geprägt, die durchaus Identifikationsspielräume in einem starken Gemeinschaftsgefühl öffnete und einen historischen und moralischen Anerkennungsprozess in Gang setzte.

Andere Strömungen sehen in der Konter-Identifikation weniger den Ausdruck eines allgemeinen Widerstandsrechts, wie dies in der Krüppelbewegung durchaus erkennbar ist. Sie postulieren die vollumfängliche Gleichwertigkeit von Lebensentwürfen mit und ohne beeinträchtigten Körper, die erst dann erreicht wäre, wenn die Wahl behindert zu leben nicht mehr als befremdlich erlebt werden würde (vgl. Egner 2018, S. 129). Das klassische Beispiel hierfür stellt die subkulturelle Formation der Deaf Community dar, die das Cochlea-Implantat als Angriff auf die Lebensweise tauber Menschen wahrnimmt und in ihrem fremdbestimmten Einsatz eine „Waffe zum kulturellen Genozid“ erkennt (Cherney 2019, S. 81f).

Als drittes Konzept lässt sich die Identifikation mit einer anderen marginalisierten Gruppe nennen, deren Ideale übernommen und gelebt werden. Beispiel hierfür ist die „Cripple-Punk“-Bewegung (Godin 2021, S. 215). Cripple-Punks sind unfügsam, undankbar, radikal und aggressiv. Sie inspirieren nicht affirmierend auf eine sozial anerkannte Utopie gesellschaftlicher Realität, sondern rauchen, betrinken sich, konsumieren Drogen und haben Sex.

Nun liegt aber auf der Hand, dass so Agierende wie Christoph Franz, Udo Sierck, Stella Young oder auch der Teen-Cripple-Punk Tai außergewöhnlich inspirierende behinderte Menschen sind, die in der allgemeinen Wahrnehmung das emotionale Spektrum zwischen „Sorgenkind“ und „Superkrüppel“ (Maskos 2015) nach Oben hin komplettieren. Fraglich bleibt jedoch, ob dabei die eigentliche Botschaft der Konter-Identifikation nicht verloren geht, während sich der unbehinderte Gedanke formt, was die Person bewegen hätte können, wenn da nicht der beeinträchtigte Körper wäre.

Konter-Identifikation mag im besten Fall durchaus geeignet sein, Diskurse und Veränderungen anzustoßen, schärft dabei aber gleichzeitig die Konturen der eigenen Kategorie (vgl. Egner 2018, S. 130f.). Der beeinträchtigte Körper bleibt das Zeichen einer durch Vorurteile und Phantasien geformten abstrakten Vorstellung zu Behinderung, die ohne den leibhaftigen Menschen auskommt. Konter-Identifikation kann also durchaus dazu dienen, seine eigene Position innerhalb der Abstraktion Behinderung zu reorganisieren, während eine Perforation ihrer Grenzen unwahrscheinlich bleibt.

4. Dis-Identifikation

Im Unterschied zu Identifikation und Konter-Identifikation wird mit der Dis-Identifikation kein interpersonell verhandeltes Referenzsystem akzeptiert, opponiert oder konterkariert, sondern mit der Ablehnung der bestehenden Referenzsysteme der Versuch unternommen, ein eigenes zu erschaffen. Mit der Dis-Identifikation werden Identitätskategorien kategorisch abgelehnt, womit auch die Ablehnung einer kategorialen Selbst- und Fremdzuschreibung einhergeht, die als übergriffig erachtet wird (vgl. Egner 2018, S. 131).

Im Kontext Behinderung wird hierbei davon ausgegangen, dass Menschen mit beeinträchtigten Körpern untereinander genauso divers sind wie unbehinderte Menschen (vgl. Godin 2021, S. 273). Die abstrakte Kategorie „Behinderung“ entsteht im Dis-Identifikationsansatz vor allem dadurch, dass es vergleichsweise wenige Menschen gibt, die aufgrund ihrer beeinträchtigten Körper auffallen, was dann auch noch bedingt durch die diversen Barrieren häufig in ähnlichen Situationen geschieht. Aus diesem Grund werde auch ganz selbstverständlich stets davon ausgegangen, dass sich alle blinden Menschen und genauso alle Menschen, die einen Rollstuhl nutzen, untereinander kennen und befreundet sind.

Wie soll nun aber Dis-Identifikation mit einem beeinträchtigten Körper funktionieren? Behinderungen bleiben letztlich manifest und behindern mit und ohne Identifikationsleistung auch weiterhin. Dis-Identifikation bezieht ihren Charme aus der eigenen und selbst gewählten aktiven Rolle in einer behindernden sozialen Welt. Das eigene So-Sein wird nicht als Ergebnis einer Reaktionskaskade auf körperliche Zwänge sowie einstellungs- und umweltbedingte Barrieren verstanden, sondern als Akt der Selbstermächtigung inszeniert. Der Fokus liegt dabei auf den Spielräumen im sozialen Handeln, in denen die normativen Rollenbilder geformt, gestützt und fortgeschrieben werden. Dis-Identifikation bedeutet hier also die aktive Wahl als Ergebnis einer bewussten Entscheidung einer bestimmten existenten oder auch selbst neu geschaffenen Rolle.

Wie Alegre (2019, S. 109f.) bereits für Personen gezeigt hat, die gleichgeschlechtlich lieben, entwickeln Menschen mit einem beeinträchtigten Körper infolge der erlebten Ausgrenzungserfahrungen und -erfahrungen in der Regel ausgeprägte Distanzierungsfähigkeiten zum eigenen So-Sein. Menschen mit einem beeinträchtigten Körper können sich, der Argumentation von Alegre (2019, S. 96f.) folgend, nicht einfach nur darauf beschränken, zeugenschaftliches Oberhaupt des eigenen So-Seins zu sein, was unbehinderten Menschen häufig das ganze Leben hindurch gelingt. Das So-Sein eines Menschen mit einem beeinträchtigten Körper in der sozialen Welt ist nicht einfach das Intuitive, das Spontane und das Unmittelbare. Es ist das Ergebnis einer andauernden Auseinandersetzung mit der Frage nach Normalität und dem Anderssein, der Arbeit entlang der eigenen Grenzen sowie Frustration und Trauer.

Shakespeare (2018, S. 78) beschreibt als Reaktion auf das behinderungsbedingte Angewiesensein die Entwicklung ausgeprägter und strategisch eingesetzter kommunikativer und empathischer Fähigkeiten oder auch die Ausbildung eines ausgeprägten Sinns für Humor bei vielen Menschen, die mit einem behinderten Körper leben. Deutlich plakativer wird diese Inszenierungsleistung durch die Fremdbestimmung im pädagogischen Bemühen sichtbar, blinden Menschen die

Regeln sozialer Interaktion anzutrainieren: Trainiert wird simulierter Blickkontakt, zugewandte Körperhaltung, regelmäßige visuelle Signale der zuhörenden Zustimmung, die jedoch nicht inszeniert und regelmäßig wirken dürfen etc. „Normales“ Verhalten wird hier zum inszenierten Akt, der nach eigener bewusster Billigung verlangt und teilweise gegen die eigene Verhaltensintuition aufrechterhalten wird (vgl. Länger 2002, S. 167).

Inszenierungsleistungen werden von behinderten Menschen demgemäß alltäglich verlangt. Als Dis-Identifikation jenseits einer adaptiven Reaktion können diese als bewusste Selbstinszenierung entfaltet werden. Durch die erlebte Selbstermächtigung, schöpfendes und nicht nur zeugenschaftliches Oberhaupt des eigenen So-Seins zu sein, kann die Selbstinszenierung bei ausreichender Rollendistanz zur Einbildung ohne Eigentumsansprüche werden und ein hohes Maß an Lustgewinn entfalten (vgl. Pfaller 2002, S. 61).

Einbildungen werden zu Einbildungen ohne Eigentumsansprüche, wenn das Beobachtbare zwar offensichtlich als Inszenierung erkannt wird, die Beobachtenden sich aber unausgesprochenen, gewissermaßen konspirativ entscheiden, dennoch daran zu glauben und sich am erst dadurch möglichen gemeinsam Erlebten zu erfreuen. Möglich sei dies aber nur, da keine der gläubigen Personen die Einbildung für sich reklamieren und somit keine Eigentumsansprüche auf sie erheben. Aus diesem Grund erfreuen sich beispielsweise Menschen gemeinsam am Lesen und Diskutieren von Horoskopen, schauen gemeinsam Wrestling, fahren mit als Lokomotive getarnten motorisierten Fahrzeugen durch Fußgängerzonen oder erfreuen sich an Haute-Couture Modeschauen.

Selbstinszenierung und Dis-identifikation können an dieser Stelle jedoch auch jenseits von dis-identifikatorischen Alltagspraxen als politisches Programm weitergedacht werden. Sierck (2013, S. 101) fordert, dass der Blick auf Behinderung gebrochen werden muss, indem Behinderung als eigenständiger ästhetischer Wert inszeniert und dadurch die üblichen Denkweisen an die Betrachtenden zurückgeworfen werden.

Die gerade ins Pantheon eingebettete und wegen ihrer Hautfarbe stigmatisierte Josephine Baker inszenierte sich zu Beginn ihrer Karriere in Europa ganz bewusst als „Affenfrau“ mit einem folklorisierenden Kostüm, das fast nur aus einem den Intimbereich verdeckenden Gürtel aus Bananen bestand. Es handelte sich um ein den kolonialistischen Blick bedienendes Bühnengeschehen. Baker machte damit nicht nur sich selbst, sondern auch die Beobachtenden zur kolonialistischen Karikatur. Globale Aufmerksamkeit erregten im Jahr 2013 mit einer Dramaturgie, die bestimmte Wahrnehmungsweisen bedient und diese im Verlauf des Stückes dekonstruiert, die Theaterproduktionen *Disabled Theater* (Jérôme Bel/ Theater Hora) sowie *Dschinghis Khan* (Monster Truck/ Theater Thikwa). In *Dschinghis Khan* verkörpern drei Performende mit Trisomie 21 drei mongolische Kriegerfiguren unter der Anleitung von vermeintlich nicht-behinderten moderierenden Personen. Das Bild der mongolischen Kriegerfiguren mit rohen, nicht an soziale Normen angepassten Verhaltensweisen, die auf die Assistenz von moderierenden Personen angewiesen sind, persifliert dabei das vermeintlich bei Zuschauenden herrschende Bild von

„Mongos“, eine verkürzte Form der Zuschreibung „Mongoloid“ für Menschen mit Trisomie 21.

In *Disabled Theater* wird den Zuschauenden der Spiegel ebenfalls vorgehalten: Die Performenden stehen in einer Szene einzeln circa eine Minute an der Bühnenrampe, in keiner ersichtlichen Rolleneinnahme als der eigenen, sozialen Rolle: Peter Keller bleibt auf der Bühne Peter Keller, samt seiner Tics. Die Zuschauenden müssen sich nun entscheiden, ob sie gutmütig wegsehen, wenn sich eine der performenden Personen in der Nase popelt, auf die Finger beißt oder in den Schritt fasst – oder ob sie damit die Ordnung des Theaters unterlaufen. Was wäre, wenn einer auf der Bühne steht und keiner sieht hin? Gerade dieser Provokation zum Hinsehen hinterfragt gängige Verhaltensweisen gegenüber einer vermeintlich homogenen Gruppe von behinderten Menschen und wirft die Zuschauenden auf die eigenen, scheinbar unzureichenden Wahrnehmungsmodi zurück. Hier erscheint ein interreferenzielles Potenzial von Dis-Identifikation: Durch Inszenierungsweisen, die das binäre Kategoriensystem, Wahrnehmungsweisen und begriffliche Ordnungen dekonstruieren, werden alle Anwesenden zu einer Neuverhandlung genötigt.

Eine solche Überinszenierung findet sich auch im „*drag – dressed as a girl*“. Hierbei gestalten sich meist Männer als kunstvolle Frauengestalten, in dem sie die für maßgeblich gehaltenen visuellen weiblichen Reize und inzwischen auch als typisch weiblich unterstellte Charakterzüge gezielt überinszenieren. Zumindest ein Teil der Zuschauenden finden sich im Dilemma wieder, den Lustgewinn aus der offenkundigen Einbildung ohne Eigentumsansprüche vor dem Hintergrund ihrer eigenen vorurteilsgeleiteten Zuschreibungen ertragen zu dürfen oder zu müssen.

Hier stellt sich die Frage, wie eigentlich „*drag – dressed as a disabled*“ rezipiert werden würde. Drag verweist durch den Rekurs auf Drag ständig auf die Inszenierung und macht diese dadurch sichtbar. Der Ort der Inszenierung wird dabei vom Theater in die Öffentlichkeit übertragen. Die Überinszenierung von Behinderung kann das gesellschaftliche Vorhaben unterlaufen, Behinderungen unwirksam zu machen: das von der beobachtenden Person erwartete Verhalten tritt damit nicht ein, sondern ein anderes, die eigene Kategorie „Behinderung“ unterlaufendes, überspitzt Zitierendes und damit womöglich unerhört erscheinendes Verhalten.

5. Fazit

Das Leben im beeinträchtigten Körper bleibt naturgemäß in einer an unbehinderten Menschen orientierten Welt eine Herausforderung. Dis-Identifikation in Form einer bewussten Selbstinszenierung kann als ein spannendes Instrument zur Selbstermächtigung interpretiert und als politisches Programm weitergedacht werden, mit dem sich der Blick auf beeinträchtigte Körper brechen lässt.

Die häufig auf solche Ideen erwiderte Gefahr einer vom Lustgewinn eskalierenden Überinszenierung kann erneut im Rekurs auf Alegre (2019, S. 39) entkräftet werden: Kein Bär hält sich in der queeren Community so sehr für einen Bären, dass er versucht, Lachs mit Prankenhieben zu fangen. Ebenso birgt eine Überinszenierung zwar die Gefahr einer Reproduktion der inszenierten Kategorien auf Seiten der Rezipierenden, doch gerade die Überinszenierung legt die Inszenierung als solche offen.

Die Anstrengung freilich liegt weiterhin bei den Menschen in ihren beeinträchtigten, vermeintlich beeinträchtigten oder auf andere Weise stigmatisierten Körpern. Bei einem Auftritt Josephine Bakers, Jahrzehnte nach der Inszenierung als „Affenfrau“, ist sie in ein weißes, pompöses Kleid kostümiert, trägt Brillanten und einen imposanten Kopfschmuck. Ihr Auftreten könnte das einer französischen Kaiserin sein. Sie versucht, sich an die Bühnenrampe zu setzen, wobei ihr ausladendes Kleid nur von einer Hand gerichtet werden kann, in der anderen trägt sie das Mikrofon, in das sie spricht: „Ach, all diese Komplikationen! Wo sind meine Bananen?“ (Navaro 2017, Min. 51:36f). Das Publikum lacht. „Stimmt doch: Als ich noch meine Bananen hatte, gab es keine Komplikationen, nein, nein.“ Wieder Lachen im Publikum. Baker, mit leichtem Sarkasmus: „Vertrauen Sie mir: es gab keine Komplikationen.“

6. Literatur

Alegre, Luis: Lob der Homosexualität. München 2019.

Capovilla, Dino: Behindertes Leben in der inklusiven Gesellschaft. Weinheim 2021.

Cherney, James L.: Ableist Rhetoric. How We Know, Value, and See Disability. University Park, Pennsylvania 2019.

Egner, Justine E.: The Disability Rights Community was Never Mine. Neuroqueer Disidentification. In: Gender & Society 33 (2018), Nr. 1, S. 123-147.

v.Engelhardt, Michael: Erving Goffman: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. In Benjamin Jörissen & Jörg Zirfas (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. Wiesbaden 2010, S. 123-140

Godin, M. Leona: There Plant Eyes. New York 2021.

Goffman, Erving: Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Berlin 1963/2010

Köbsell, Swantje: „Peers“ und Integration – Behindertenbewegung und Bildungsdiskussion (2007). https://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/koebshell_peers_und_integration_070607.pdf [04.01.22]

Länger, Carolin: Im Spiegel von Blindheit. Stuttgart 2002.

Mackenthun, Gesa.: Essentialismus, strategischer. In: D. Götsche et al. (Hrsg.): Handbuch Postkolonialismus und Literatur. Berlin 2017, S. 142-144.

Maskos, Rebecca: Vom Sorgenkind zum Superkrüppel – Menschen mit Behinderung in den Medien. In: Dagmar Domenig, & Urs Schäfer (Hrsg.): Mediale Welt inklusive! Sichtbarkeit und Teilhabe von Menschen mit Behinderung in den Medien. Zürich 2015, S. 69-84.

Navaro, Ilana: Josephine Baker, Ikone der Befreiung. ARTE F (2017). <https://www.arte.tv/de/videos/075185-000-A/josephine-baker-ikone-der-befreiung/>, zuletzt aufgerufen am 11.01.2022. Übersetzung: Kerstin Lorenz.

Pfaller, Robert: Die Illusionen der anderen. Berlin 2002.

Schulz, Miklas: Disability meets Diversity: Dispositivtheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Situativität, Intersektionalität, Agency und Blindheit. In: Soziale Probleme, 25(2) (2014). S. 286-300.

Shakespeare, Tom: Disability (Basics). Abingdon, Oxon 2018.

Sierck, Udo: Budenzauber Inklusion. Neu-Ulm 2013.

Sierck, Udo: Goldener Käfig a.D. Identitätsfindung trotz Sonderschule. In Christian Mürner & Udo Sierck (Hrsg.): Behinderte Identität? Neu-Ulm 2011, S. 8-19.

Winkler, Ulrike.: Ende des 19. Jahrhunderts bis Mitte des 20. Jahrhunderts. Behinderung als ›Wunder‹ – Freakshows. In: Susanne Hartwig (Hrsg.): Behinderung. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Berlin 2020, S. 155-160.

AutorInneninformationen:

Dino Capovilla, Prof. Dr.; Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Lehrstuhl für Pädagogik bei Sehbeeinträchtigungen sowie allgemeine Heil-, Sonder- und Inklusionspädagogik, Wittelsbacherplatz 1, 97074 Würzburg

dino.capovilla@uni-wuerzburg.de

Fabian Riemen, M.A., Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Lehrstuhl für Pädagogik bei Geistiger Behinderung, Wittelsbacherplatz 1, 97074 Würzburg

fabian.riemen@uni-wuerzburg.de